

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wohlthäter der Menschheit

Arnim, Theodor

Leipzig, 1887

Ernst Ludwig Heim, der leidenden Menschheit Freund und Beistand.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6669



Der „alte Heim“.

Helfer und Erretter in leiblichen Nöten.

Ernst Ludwig Heim,

der leidenden Menschheit Freund und Beistand.

Geboren 1747, gestorben 1834.

Unter Arbeit und Gebet
Schwinden unsre Stunden,
Was man gerne thut, gerät
Und wird kaum empfunden.
Arbeit macht den Lebenslauf
Noch einmal so munter;
Schöner geht die Sonne auf,
Schöner geht sie unter.

Aus Heims Tagebuche.

Wie überhaupt in der ganzen Gotteswelt, der leblosen wie der belebten, Mannigfaltigkeit und Fülle nach allen Richtungen uns erfreuen, so findet auch unter den edleren Menschennaturen, den Wohlthätern unsres Geschlechtes ein Unterschied in Begabung, im Auftreten und in Bethätigung ihrer menschenfreundlichen Gesinnungen statt. Die einen blühen, wirken und verblühen in geräuschloser Stille, so daß kaum ihre nächste Umgebung etwas davon gewahrt und man oft erst nach ihrem Tode inne wird, welchen Schatz man an ihnen gehabt, wie viel ihre verborgene Kraft gewirkt hat; andre, auf den großen Markt des Lebens gestellt, suchen Großes zu schaffen, Neues und Besseres hervorzurufen, erlangen bei der Mit- und Nachwelt Ansehen, Würdigung und Ruhm. Und auch diese Hochgestellten unterscheiden sich wieder so mannigfach, daß man nicht genug staunen kann über den Reichtum von Lebenserscheinungen, an denen unser Gemüt sich erwärmt und unsre Seele sich begeistert. Ein besonders weitgreifender und beachtenswerter Unterschied besteht darin, daß die einen unter diesen Größen den innewohnenden Herzens- und Thätigkeitstrieb mehr in selbsterwählten Lebenskreisen, in ungewöhnlichen Werken

und Schöpfungen äußern, die andern minder Hervortretenden dagegen aber zwar auch von sich reden machen, aber nicht durch diese oder jene auffallende Wirkung ins Große und Ganze, sondern indem sie durch außerordentlichen und unermüdblichen Eifer die ihnen obliegenden Aufgaben, ihren Beruf im Staats- oder kirchlichen Leben, in den fürstlichen Gemächern oder in den Hütten der Armut erfüllen und ebenso so geräuschlos Stunde um Stunde ihre Gaben und Kräfte dem Dienste der auf ihre Hilfe angewiesenen Brüder widmen.

Zu allen Zeiten ist jenen Helfern in leiblicher Not und Qual, deren Wirken ihnen eine Stelle in den Reihen der Wohlthäter der Menschheit anweist, meist schon von ihren Zeitgenossen der Zoll des Dankes und von der Nachwelt Verehrung dargebracht worden. Wie unsern Eltern und Voreltern ein H. Boerhaave († 1738), ein Chr. W. Hufeland (1794—1836), ein S. Hahnemann, Dupuytren, D. G. Larrey, J. Fr. Dieffenbach (1794—1847), ein K. F. von Gräfe, Fr. A. von Ammon (1799—1861), ein J. von Hyrtl, J. Hebra, K. v. Rokitsansky, G. Fr. L. Stromeyer, ein K. Th. E. von Siebold, J. Stoda, J. L. Schönlein, Romberg, J. Oppolzer (1808—1871), K. A. Wunderlich u. v. a. als Erretter in schweren Leiden erschienen, so werden gegenwärtig die Ärzte, Chirurgen und Operateure, ein Jos. Lister, Th. Billroth, J. F. A. Esmarch, Fr. Th. Frerichs, die beiden jüngeren Gräfe (Albr. und Karl Alfr.), B. R. K. und M. A. v. Langenbeck Vater und Sohn, K. v. Nußbaum, Benno Schmidt, J. W. Stanzoni, G. L. Wagner u. a. mit Recht gepriesen. — Selbst aus den höchsten Kreisen haben sich in neuerer Zeit hochherzige Männer den medizinischen Studien zugewendet, und als einer der trefflichsten Heilkundigen darf sich Herzog Karl Theodor von Bayern getrost den gerühmtesten Augenärzten unserer Zeit beigesellen.

In der Reihe hilfsbereiter und hochverdienter Ärzte stand schon zu Anfang dieses Jahrhunderts Ernst Ludwig Heim, der „Feldmarschall unter den Doktoren“, wie ihn Blücher einmal in einem heiteren Toaste nannte, mit oben an. Während vieler Jahrzehnte hat er in der preussischen Hauptstadt aufs segensreichste gewirkt und ist erst in hohem Alter am 15. September 1834 von hinnen geschieden.

In dem nachfolgenden Abriss des vielbewegten Lebens dieses hochverdienten Mannes sind wir besonders den Angaben G. W. Kefflers gefolgt, die selbst wiederum auf mündlichen und schriftlichen Mitteilungen Heims beruhen.

In der Nähe der Hauptstadt Sachsen-Meiningens liegt das Dörfchen Solz. Dort lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine biedere und fromme, an äußeren Gütern arme, aber an Kindern reiche Pfarrersfamilie, deren Haupt der gelehrte und würdige Pfarrherr Magister Johann Friedrich Heim war.

Der dritte seiner sechs Söhne, die alle zu tüchtigen, angesehenen Männern in patriarchalischer Einfachheit heranwuchsen, war Ernst, geboren den 22. Juli 1747. In seiner Kindheit durch Schwächlichkeit vielfach am Lernen gehindert, so daß er in seinem zwölften Jahre es noch nicht einmal zu einer Fertigkeit im Lesen gebracht hatte, gewann er erst ziemlich spät und notdürftig die erforderlichen Schulkenntnisse, um eine höhere Lehranstalt besuchen zu können. Denn auch der Unterricht, den er und zwar fast allein durch seinen Vater erhielt, war unzureichend und lückenhaft.

Bei aller kindlichen Anhänglichkeit machte Heim später doch kein Hehl daraus, daß für den Unterricht im Hause des Vaters eigentlich wenig geschehen sei. Im Garten und in der Haushaltung mußte von ihm und seinen Brüdern tüchtig gearbeitet werden; beim Dreschen, Heumachen, Spalten des Holzes, Bierbrauen, Füttern des Viehes, Wasserholen, Wiegen und Warten der kleinen Geschwister — überall mußten sie ernstlich Hand anlegen. Dadurch ging viel Zeit für das Lernen verloren, und so überstiegen die auferlegten Leistungen oft die Kräfte der Kinder, zumal die des schwächlichen Ernst; außerdem ward der Unterricht in Folge der Kriegsunruhen und vermehrten Amtsgeschäfte des Vaters häufig unterbrochen; daher sahen sich die Kinder überhaupt mehr auf eigne Thätigkeit angewiesen, als daß ihnen viel Lernstoff mitgeteilt worden wäre.

Von acht bis elf Uhr mußten sie in der Regel still sitzen, schon um Sitzfleisch zu erlangen, jedes mit einem Buch in der Hand, meist nach eigener Wahl, dem Katechismus oder einem lateinischen Buche oder dem griechischen Testament, bloß von ein bis drei Uhr nachmittags fand förmlicher Unterricht, aber gleichfalls ohne festen Plan, statt. Meist blieb die Art und Weise der Selbstbeschäftigung den Schülern anheimgestellt, indem der Vater vor allem seine amtlichen Geschäfte zu besorgen hatte und nebenbei auch mit Vorliebe dem Studium der vaterländischen Geschichte oblag. Von drei bis sechs Uhr nachmittags im Sommer durften die Knaben spielen, drehkeln, dem Fisch- und Vogelfang nachgehen, in Wäldern und Feldern umherspringen.

Die Lücken und Mängel in Unterricht und Erziehung, welche unter andern Umständen große Nachteile hätten herbei führen können, wurden durch mancherlei Vorzüge des Elternhauses aufgewogen, so daß die Kinder an Leib, Seele und Geist gedeihlich heranwuchsen.

Machte doch des unermüdllich thätigen Vaters Rechtschaffenheit und Aufopferung einen außerordentlichen Eindruck auf die Knaben. Seine Tüchtigkeit stand ihnen stets als nachahmenswertes Beispiel, als ein Vorbild im Streben und Leben vor Augen, so daß sie später immerdar nur mit Ehrerbietung sich seiner erinnerten und ihm jederzeit Dankbarkeit zollten.

Die treffliche Mutter verstand es die Lücken der Gemütsbildung der Kinder durch Milde und Frömmigkeit zu ergänzen. Gewöhnung an Ausdauer, besonders während der eigentlichen Arbeitsstunden, pünktlichster Gehorsam, genauere Kenntnis wichtigerer Vorgänge der wirklichen und idealen Welt, vornehmlich auch der Bibel — darin bestanden die Mitgaben, welche den Knaben durch den Unterricht des Vaters zu teil wurden; außerdem erfreuten sie sich einer gründlichen Bekanntschaft mit Land und Leuten der nächsten Heimat. Die Mutter pflegte rastlos die Keime des Guten in den Herzen der Kinderschar.

Wie der Vater selbst mit Eifer die vaterländische Geschichte studierte, so teilte er sein reiches Wissen auf allwöchentlichen weiten Spaziergängen, bei denen er ein ganz andrer war als in der Studierstube, den Knaben in anregender Weise mit. Auch die für Ernsts späteren Beruf so wichtige Kenntnis der Natur wurde sowohl in lebendigem Verkehr mit derselben als auch durch ernste Arbeit zu Hause auf dem Felde wie in heiterem Spiel gepflegt. Im zehnten Jahre erhielt jeder Knabe die Freiheit, mit der Flinte durch Feld und Wald zu streifen. Das Geld, welches in ihre Hände kam, kleine Geschenke der Großmutter, wurde für Pulver und Schrot

verwendet. Dabei bestand die Bekleidung der Knaben im Sommer oft nur aus zwei Stücken, einem Hemde und einem Paar Beinkleidern, so daß auch hierdurch, wie durch die häuslichen und Feldarbeiten, dann durch die unausgesetzten Jagdstreifereien, die Abhärtung des Körpers in hohem Grade gefördert wurde.

Die in dieser Richtung gestattete Freiheit wurde gezügelt durch die Strenge des ernstesten Vaters. Diese empfanden die Kinder bei dem geringsten Schaden, welchen sie sich oder andern zufügten. Der stete Verkehr mit Natur und Menschenwelt konnte natürlich auf die körperliche Gewandtheit und die geistige Empfänglichkeit sowie auf die Selbstständigkeit des Charakters der Knaben nur vorteilhaft wirken. In dieser Hinsicht war auch das stete, feste Wesen des Vaters von günstigem Einflusse; ernstlich achtete er darauf, daß an der bestimmten Hausordnung festgehalten ward, ebenso an der Beteiligung seiner Kinder am häuslichen und öffentlichen Gottesdienste; auch zwang er sie oft, sich stundenlang lautlos zu beschäftigen.

Diese scharfe Zucht hatte die Folge, daß die Knaben bei alt und jung in der Gemeinde freundlichen Zuspruch und schützende Teilnahme fanden und daß sie einander mit größter Liebe anhängen, wodurch der Grund zu gegenseitiger treuer Hingebung gelegt wurde. In allen Lagen des Lebens, in Freud' und Leid haben die Heimischen Geschwister ihre Gesinnungen bewahrt und bewiesen.

So war denn unser Heim sittlich gestärkt und geistig geweckt, in den wesentlichen Stücken gereift, herangewachsen. Als er im sechzehnten Jahre zugleich mit seinem jüngeren Bruder dem Lyceum zu Meiningen übergeben wurde, fand er doch, obwohl in einer für das Gymnasialstudium wichtigsten Seite des Wissens, in den sprachlichen Fächern, bei weitem nicht hinlänglich vorbereitet, dem Vater zuliebe und weil die zwei älteren Brüder auch ohne die gehörige Vorbildung dennoch binnen kurzem gute Fortschritte gemacht hatten, in der ältesten Jahresabteilung Aufnahme. Und der Erfolg rechtfertigte diese Gunst. Dank den guten Anlagen und dem unermüdblichen Fleiße sowie der verständigen Unterweisung der zwei obersten Lehrer, deren sich Heim nie ohne inniges Dankgefühl erinnerte, brachte es der Jüngling dahin, daß er schon nach zwei Jahren die Universität beziehen konnte. In der Mathematik und bei dichterischen Versuchen zeigte er sich allen seinen Mitschülern überlegen, daher er vor allen ausgezeichnet und belobt wurde, besonders damals, als er zum Abschiede vom Gymnasium eine kurze, in Hexametern ausgearbeitete Abhandlung: „Von der eitlen Begierde, ein Polyhistor (Vielwisser) zu werden“ vortrug, und außerdem in Versen mit beredten Worten eine mit einem Dankgebet eingeleitete „Valediktion“ hielt, worin er allen Vorstehern, Lehrern und Mitschülern der Anstalt, auch seinem geliebten Bruder Anton, ein herzliches Lebewohl sagte. Die Formgewandtheit sowie der geläufige und lebendige Vortrag der Rede trug freilich mehr als der poetische Gehalt zum Ruhme des Sprechenden bei.

Doch bevor wir den angehenden Jünger Askulaps auf die Hochschule begleiten, möchten wir noch einen Rückblick auf seine Knabenzeit werfen, um darauf Antwort zu erhalten, ob und wie weit sich schon damals Spuren von besonderer Anlage und sichtlicher Vorliebe zu dem Berufe zeigten, in dem er später eine so hervorragende Thätigkeit entwickelt hat. Wohl konnte ein aufmerksamer Beobachter schon nach dem bisherigen Verhalten des Studenten zu dem Schlusse gelangen, ein so begabter, streng und ernst erzogener Jüngling, ausgerüstet mit einem für die Natur so

empfänglichen Geiste, einem festen, zu beharrlicher Arbeit gestählten Charakter und begünstigt von einer für sein Alter ungewöhnlichen Gewandtheit, sei allerdings, wenn nicht zu einem Gelehrten, doch aber zu einer praktischen Thätigkeit wohl berufen; es ließ sich daher annehmen, der junge Heim habe das Zeug, sich als tüchtiger Arzt Geltung zu verschaffen. Hatte er auch erst vor Abgang zur Universität sich zu seinem besonderen Fachstudium entschlossen, so schwebte ihm dieses doch als Ziel seiner Lebensrichtung schon von früher Kindheit an vor. Fast unbewußt und in heimlicher Stille war die Frucht bereits in der Knospe herangereift, schon im Knabenalter so mancherlei vorbereitet worden, was eine treffliche Grundlage für den künftigen Beruf versprach; aus gewissen Vorgängen konnte man frühzeitig schon auf eine entschiedene Anlage zu dem erwählten Studium Schlüsse ziehen. Wie aber bei vielen Meistern der Wissenschaft die Wahl des einzuschlagenden Weges zumeist von Außerlichkeiten abhängig gewesen ist, so scheint auch bei Heim der Zufall mit bestimmend auf ihn eingewirkt zu haben. Man erinnert sich unwillkürlich, daß der große französische Astronom Arago durch die glänzende Uniform eines Genieoffiziers bestochen, der Mathematik sich zuwandte — auch Ernst Heim kam der große, mit breiten goldenen Tressen eingefasste Hut eines Arztes nicht wieder aus dem Sinne, den er in seinem fünften oder sechsten Lebensjahre im väterlichen Hause sah; der mächtige Eindruck verließ ihn nicht wieder und er trieb ihn an, eine Bahn zu betreten, auf der er als ein Stern erster Größe zu glänzen bestimmt war. „So ein Mann möchtest du wohl werden“, dachte der Knabe, — der Vater wollte nichts davon wissen. Als nun der kleine Ernst wiederholte: „Ich will aber Doktor werden“ — da meinte der Herr Magister, um das Söhnlein abzuschrecken: „Geh, wie kannst du Doktor werden! Du fürchtest dich ja vor jeder Spinne. Ein richtiger Doktor muß Spinnen essen können.“ Tiefbetrübt schlich der Knabe fort. Die Magd bemerkte jedoch, wie der kleine Ernst jetzt täglich in Küche und Keller, Scheune und Viehstall auf die Spinnenjagd ging; indes beachtete dies niemand weiter. Da, nach etwa vierzehn Tagen erschien der Knabe wieder vor dem Vater. Er hatte ein Butterbrod in der Hand, das mit lauter Spinnen belegt war, und biß wacker hinein. „Siehst du, Vater, es ist mir recht schwer geworden, nun kann ich aber Spinnen essen. Nicht wahr, nun darf ich auch Doktor werden?“

Da konnte der Alte nicht widerstehen: „Meinetwegen, du Spinnenfresser! Ich will nichts dagegen haben, daß du ein Quacksalber wirst, zu einem Pfarrer taugst du ohnehin nichts.“

Aber neben diesen noch kindischen Äußerungen einer erwachenden Vorliebe finden wir in dem jungen Ernst noch andre, welche klarer und entschiedener darauf hinwiesen, was in ihm schlummere: so die lebendige Aufmerksamkeit gerade auf das Einzelne und Kleinste in der Erscheinungswelt, welche ja als beste Mitgabe für den Beruf des Naturforschers und Arztes gilt, und ein treffliches Gedächtnis, von welchem sich schon bei dem zweijährigen Ernst auffallende Beweise kundgaben. Deutlich konnte er sich jenes Pfefferkuchens erinnern, welcher ihm von einem der Gäste bei der Taufe seines jüngeren Bruders geschenkt worden war, und später machten die rotsamtnen Beinkleider eines auf Besuch gekommenen Vetter's aus der Stadt, die er schüchtern bestrich, einen so angenehmen Eindruck auf den Kleinen, daß er noch in hohem Alter bei dem Gedanken an jenen sanften Strich das frühere

Behagen empfand. Lebendig blieb in ihm die Empfindung für das Sinnliche; und dieselbe stumpfte sich keineswegs ab, sondern schärfte sich von Jahr zu Jahr. Seinem künftigen Beruf trat er frühzeitig immer näher.

Eine fremde Katze war eines Tages in den Verdacht gekommen, Küchlein auf dem Pfarrhose wegstibitzt zu haben. Die Knaben stellten ihr Schlingen in der Scheune, fingen und töteten das Tier, wollten aber den Leichnam, damit der Vater nichts von dem Vorfall gewahr würde, ins Feld hinausstragen. Ernst jedoch ließ dies nicht zu, bevor er eine vollständige Sektion der Katze vorgenommen hatte, bei welcher die Brüder sich jedoch aus Ekel entfernten, wie sie auch die Bestattung des Kadavers dem Profektor allein überließen. Besonders auffallend aber trat schon in seiner Jugend und besonders während seiner Gymnasialzeit seine Genialität und die natürliche Anlage zu seinem künftigen Beruf zu Tage.

Der jüngere Bruder Fritz war in einer Mühle, wohin er einen Sack Korn auf dem Schiebkarren gebracht hatte, von dem großen Hunde des Müllers angefallen und in die Wade gebissen worden, so daß er nach dem schmerzhaften Verbande noch längere Zeit ruhig im Bette liegen mußte. Bei einem Besuche der Brüder Ernst und Anton im elterlichen Hause versuchte Fritz wieder aufzustehen, fühlte aber zum eignen und aller der Seinigen Schrecken, daß sich die Muskeln des Beins zusammengezogen, also verkürzt hatten, so daß er nur stark hinkend sich fortbewegen konnte. Ernst untersucht nun die leidende Stelle und fordert gleichzeitig Anton auf, den Bruder, welchen er selbst an der einen Hand hält, am andern Arme zu fassen. Und nun wird der Lahme unter Zetergeschrei mit Gewalt und möglichster Schnelligkeit wohl sechsmal um einen großen Tisch gezogen, bis die verharzte Wunde platzt. Jetzt erst ist Ernst zufrieden; Fritz wird wiederum zu Bette gebracht und das Bein lang ausgestreckt gehalten, bis die Wunde von neuem geheilt ist. Der Gebissene behielt zwar sein lebenslang eine tiefe Narbe, verspürte aber nicht die geringste Schwäche beim Gehen und erzählte später oft, wie ihn damals sein rasch entschlossener Bruder vor einer lebenslänglichen Lähmung glücklich bewahrt habe.

Die Absicht, Arzt zu werden, war übrigens schon früher bei ihm zur feststehenden Entschließung gereift in Folge des unversehens schnellen Todes seiner geliebten Mutter, die an einer Lungenentzündung rasch verblieb, als man gegen ihr Leiden fälschlicherweise hitzige Essenzen in Anwendung gebracht hatte.

Und er hat sein Ziel verfolgt mit hohem Ernst, so eifrig wie wenige, sowohl während der Studienjahre als im Laufe seines praktischen Wirkens, so daß er als Musterbild eines echten deutschen Studenten, wie eines mit Leib und Seele seinem Berufe lebenden Arztes gelten darf. — — —

Gewiß war es ein mutiges Unterfangen des Magisters Heim und seiner Gattin mit einem Einkommen von 300 Thalern sechs Söhne studieren lassen zu wollen. Doch waren die Insassen des Pfarrhauses an Entbehrungen aller Art gewöhnt. Mußte doch das gerade nicht sehr geräumige untere Zimmer im Winter zugleich als Wohn-, Studien-, Kinder-, Schul- und Gesindestube dienen. Die geringen Einkünfte des Seelsorgers von Solz verboten jegliche außerordentliche Ausgabe.

Zu Ostern 1766 begab sich Heim mit seinem trauten Freunde Bierlein auf die Universität Halle und bezog mit demselben eine Wohnung. Hier lebte er anfangs sehr eingezogen, nur mit wenigen Studenten verkehrend, fleißig seinen Studien

obliegend. Darauf angewiesen, sich spärlich zu behelfen, aß er in einem Speisehause zu Mittag für einen Groschen; seine Abendkost, meist Brot, kostete vier Pfennige. Während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Halle hat er von seinem Vater überhaupt nur 500 Thaler erhalten, was in anbetracht des größeren Aufwandes, den das Studium der Medizin erfordert, gewiß wenig, für den Vater mit seinem geringen Dienst Einkommen aber doch eine schwer aufzubringende Summe war, so daß demselben der Kopf zuweilen recht warm wurde und er oft in derben Briefen zu besserem Haushalte mahnte.

Dessenungeachtet fehlte es unserm jungen Mediziner je länger um so weniger an Lebensannehmlichkeiten auf der Universität. Überall gern gesehen und wohl gelitten, erwarb er sich unter Lehrern und Kameraden warme und aufopfernde Freunde; auch verschaffte ihm seine seit dem dritten Studienjahre an Bürgern und Studenten geübte medizinische Praxis, wenn nicht immer bares Geld, doch wenigstens Einladungen zu wohlbesetzten Tischen. An barem Lohne ward ihm freilich nicht zu viel zu teil, das verhinderte schon sein Selbstgefühl. In der Regel sagte er seinen Patienten, wenn sie ihm nicht zwei bis drei Louisdor für seine Bemühungen geben könnten, so nehme er lieber gar nichts — und so bekam er auch meist nichts. Dann aber war es auch seine uneigennützigte Gutherzigkeit und Freigebigkeit, welche dem Gelderwerb Abbruch that. So schreibt er seinem Vater einmal über die Verwendung von erhaltenen Geldern: „Das übrige habe ich teils an barem Gelde an Arme verschenkt, teils habe ich es mit Willen oder auch ohne Willen verkurirt; denn in Halle gibt es gar zu viele arme Leute; diesen habe ich, wenn sie krank waren, sowohl guten Rat als auch Arzneien frei gegeben. Es wäre noch gut, wenn ich nur so lange, als ich Geld hatte, freie Arzneien gegeben hätte; allein ich habe später auch in den Apotheken ungefähr 20 Thaler Schulden gemacht, die ich am Ende doch bezahlen muß.“

Schon diese Andeutungen lassen uns erkennen, wie die wiederkehrenden Geldverlegenheiten dem eifrigen Studenten mancherlei Sorgen bereiten mußten, wie es jedoch trotzdem dem armen Pfarrerssohn möglich war, sechs Jahre lang nicht allein umfassende Kenntnisse sich anzueignen, sondern auch ein heitereres Dasein zu verbringen, ja sogar die Freude des Lebens in höherem Maße zu genießen als so viele Reiche. Sein ausdauernder Fleiß, sein frischer Lebensmut, sein unerschütterliches Gottvertrauen, seine warme Menschenliebe, sein offener Freimut — alles wirkte zu dem Ende zusammen. Unter den Tausenden, die auf Hochschulen studiert haben, werden nur wenige eine glücklichere Universitätszeit genossen haben. Aus Heims eignen Mitteilungen ersehen wir, welch ein Frühlinggarten ihm erblüht war, in dem alles von Leben, Lust und Freude lacht.

Während der sechsjährigen akademischen Lehrzeit hatte Ernst Heim einer Reihe von Vorlesungen aus dem Gebiete der Heilkunde, der Philosophie und Naturwissenschaft, aber auch der Astronomie und Mechanik beigewohnt; denn ihm genügte keineswegs, sich dasjenige zu eigen zu machen, was er zunächst brauchte, um sein Examen gut zu bestehen. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich jedoch mit Botanik, vorzüglich mit dem interessanten Zweig der Moose und Kryptogamen. Daneben übte er sich drei Jahre im Fechten und brachte es zu großer Fertigkeit im Stoß und Hieb, doch ohne ein Schläger zu werden.

Gern verweilen wir bei den Aufzeichnungen seiner Hand, welche uns das Äußere

seines Lebensganges aus einzelnen Zügen erkennen lassen, vornehmlich aber bei jenen Eigentümlichkeiten, aus denen das Wesen und Wachsen des Menschen hervortritt und wodurch er uns so liebens- und verehrungswürdig erscheint. Es thut sich vor uns das Innere eines reichen Geistes- und Gemütslebens auf, wir empfinden Freude an dem Gemisch von Humor und Ernst sowie an den Eigenschaften, die ihn zu einem jener Sterblichen, welche glücklich zu preisen sind, machten, ebenso wegen des ihm innewohnenden Reichthums an Glück und Frieden, an Freude und heiterem Lebensmut, als weil er dadurch so vielen andern Segen gebracht hatte.

Doch auch er empfand, gleich andern Menschenkindern des „Lebens Unverstand“, wie im Stammbuch des Studenten geschrieben steht. Licht und Schatten wechselten, und Schatten warf auch die im Elternhause vorherrschende Stimmung auf die sonnigen Tage der Universitätszeit.

Der Vater hatte eines Tages wieder in harten Worten an Ernst geschrieben. Darüber war der Sohn in höchstem Grade niedergeschlagen und — ein seltener Fall bei dem sonst so lebensfrohen Jüngling — damals schrieb er an seinen Bruder Ludwig unter anderm: „Mein Vater muß mich für den gottlosesten Menschen ansehen, indem er mir nicht das Geringste mehr glaubt, was ich an ihn über meine Ausgaben und mein Leben geschrieben habe. Meine Zeit auf der Universität ist so kurz, um alles zu lernen, was mir not thut, und mir wird das Leben durch Schulden, durch böse Briefe und dergleichen noch schwerer gemacht. Fast dürfte ich sagen, ich sei zum Unglück geboren. Zu Hause habe ich wenig lernen können; auf Schulen kam ich für meine Erkenntnis zu hoch in die Klassen und viel zu bald mußte ich abgehen. Nun will ich die ganze medizinische Wissenschaft gründlich erlernen, will auch das noch nachholen, was ich auf Schulen nicht lernen konnte. Was für eine Arbeit! Will mich denn mein liebster Vater nicht zu Hause haben, kann er mich vielleicht nicht mehr vor seinen Augen sehen? Es kommt alles auf ihn an. Wenn er mich noch ein halbes Jahr oder ein Jahr studieren läßt, so begehre ich nicht nach Hause. Als Doktor steht mir die ganze Welt offen, und mein Glück in fremden Landen zu machen soll mir nicht fehlen. . . . Jetzt aber bin ich ganz niedergeschlagen und mir selbst zum Verdruß.“

Der Bruder antwortet eingehend, indem er ihm mitteilt, es sei vom Vater nicht so böse gemeint gewesen, auch habe er ihm Vorstellungen gemacht, die nicht fruchtlos sein würden: er sei überzeugt, daß der Vater Ernst unrecht gethan habe, wenn er behauptete, er sei liederlich; doch von so herben Beschuldigungen werde ihn ja sein eignes Gewissen freisprechen. Auf der andern Seite hält der Bruder ihm aber in liebevollen Worten seine Leichtlebigkeit, Unbeständigkeit in seiner Denkart, das Flüchtige in seinem Wesen vor. Ernst erwidert: „Für die Aufrichtigkeit, welche Du mir in Deinem Briefe bewiesen hast, bin ich Dir, lieber Bruder, vielmals verbunden. Du beschuldigst mich darin eines Fehlers, welcher die Vollkommenheit eines Menschen ganz zu verfinstern und zu unterdrücken vermögend ist, nämlich des Fehlers des Leichtsinns und der Wankelmütigkeit. Ich kann, lieber Bruder, nicht leugnen, daß ich zuweilen leichtsinnig bin, insofern ich etwas beschließe, ohne die Gründe des Entschlusses vorher ganz eingesehen zu haben; dies habe ich von Jugend auf an mir wahrgenommen und mich deshalb zu bessern gesucht. . . . Die Seele muß sich freilich häufig nach dem Körper richten, wie wir bei Krankheiten sehr deutlich sehen. Ich weiß, daß ich mehr ein sanguinisches als ein cholericisches Temperament habe. Allein dadurch will ich

meine Fehler keineswegs ganz entschuldigen; die Seele muß sich allezeit mächtig genug zu erhalten suchen, den Körper zu regieren, und ich kann sagen, daß meine Seele seit zwei Jahren nicht ganz fruchtlos in dieser Bemühung gewesen ist“

Ein andres Mal hatte der Vater wieder an ihn geschrieben: „Macht Du Schulden, so bezahle sie auch, und wo Du das nicht kannst, so lasse ich Dich nach Spandau in die Karre bringen, und sieh', wie es thut.“ Darauf bemerkte Ernst in einem Briefe an den Bruder Ludwig: „Ich kann mich in meiner Lage gegen Schuldenmachen eben so wenig sträuben, als ein Rad gegen die Bewegung um seine Achse, sobald Pferde vor den Wagen gespannt sind und anziehen.“

Doch die leidige Geldnot während der Studienzeit störte nur vorübergehend den heiteren Lebensverlauf. „Meine Glückseligkeit ist studieren“, schreibt er seinem Bruder Anton. „Fröhlich, in meinem Gott vergnügt, stehe ich des Morgens auf, danke meinem Schöpfer für die Ruhe der Nacht und fange mit Fleiß und Eifer meine Geschäfte an. Und wie ruhig kann man sich dann niederlegen, wenn man seine Pflichten als Christ, als Mensch, als Student erfüllt hat! Und dazu kommt noch die Freundschaft. Ich bin immer glücklich gewesen, aufrichtige Freunde zu haben. Jetzt ist es ein Hausbursche von mir, Namens Holl aus Ulm; er ist ein liebenswürdiger Mensch, den ich liebe, weil er aufrichtig denkt. Er sucht nicht nur meiner Seele bene zu thun, sondern auch meinem Körper — der Seele, indem ich mich oft mit ihm in lehrreichen Gesprächen über verschiedene Materien unterhalte, dem Körper, indem ich auf seiner Stube bin, um meinen Corpumpus zu erwärmen. Denn, quod bene notandum, ich habe noch kein Holz und es ist schon der 13. November; andrer Gefälligkeiten nicht zu gedenken. Nächst diesem folgen zwei Juden, Aronson und Warburg. So lange diese drei leben, kann ich fidel sein. Und wenn du mich erst neulich bei einer öffentlichen Disputation, bei der ich den Opponenten machte, gesehen hättest! Meine Ausstaffierung, die freilich außer den Strumpfbändern samt und sonders von Kameraden entlehnt war, betrug an Wert 144 Thaler. Hast Du also seither eine geringe Meinung von mir gehabt, was ich indes nicht glauben will, so stelle Dir Deinen Bruder nun in diesem Pomp vor und dazu seine ernsthafteste Miene, welche Liebe, welche Hochachtung mußt Du empfinden; ja Du kannst ihm Deine volle Bewunderung nicht versagen. Lebe wohl, liebes Brüderchen. Kannst Du in den Ferien zu mir kommen, so soll es mich freuen.“ Und ein andres Mal: — „Ich studiere, was das Zeug halten will. Von morgens sechs Uhr bis nachts elf Uhr bin ich, zwei Stunden abgerechnet, fast unausgesetzt geistig beschäftigt mit Kollegien, Privatstudien, Krankenbesuchen, wissenschaftlichen Gesprächen. Von zehn bis elf Uhr gehe ich in die Kirche. Bei den Studenten stehe ich in gutem Ansehen; man ehrt und liebt mich allenthalben, mehr als ich wirklich zu verdienen fühle. Ich rede überall frei und so wie ich denke, schmeichle keinem Vornehmen und Reichen, verachte aber auch keinen Armen. Bekomme ich einen Vornehmen in die Kur, der selbst an seiner Krankheit schuld ist, so lese ich ihm so gut die Moral als jedem andern. In meinen Kuren bin ich gottlob! glücklich. Diesen Sommer habe ich über fünfzig kuriert, meist Studenten, und keiner ist mir gestorben.“

In seinem Tagebuche tritt wohlthuend die religiöse Gesinnung hervor und gab seiner ärztlichen Thätigkeit schon frühe die rechte Fassung und Weihe sowie im Augenblicke der Gefahr die so oft entscheidende Ruhe der Überlegung; sie bewahrte

ihm zugleich die Wärme menschlichen Mitfühlens, welches so leicht im täglichen Anblick des Jammers und des Todes erkaltet. Sah er, daß seine Kunst zu Ende sei, so war er den Trauernden ein geistlicher Tröster. Als trotz aller aufgewendeten Fürsorge doch einer seiner Patienten, ein wackerer Student, gestorben war, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich bin sehr unruhig in meiner Seele, weil ich vielleicht durch ein zu starkes Mittel einige Schuld an dem Tode dieses Menschen trage. Gott! sollte ich die Ursache seines Todes sein, so wirst du meine Übereilung verzeihen. Ich bin ein Mensch und kann fehlen. Da meine Wissenschaft sehr wichtig ist, so müssen auch meine Fehler von großer Wichtigkeit sein: ich will künftig jede Übereilung vermeiden.“

Gegen das Ende seiner Universitätszeit, zu Pfingsten 1771, machte er mit seinem jüngeren Bruder Fritz einen Besuch in Solz, den ersten seit fünf Jahren. „Gleich bei dem Eintritt in unser liebes Vaterhaus“, erzählt er, „kam mir mein Schwesterchen entgegen. Meine Seele kam in Bewegung, als ich meine liebe Luise sah, küßte, umarmte und reden hörte. Um elf Uhr war die Kirche aus, da fand sich denn zuerst meine liebe zweite Mutter ein, die mein Vater unterdessen geheiratet hatte. Endlich erschien auch mein alter, ehrlicher Vater in seinem geistlichen Ornat. Da ich in seinem Gesichte die große Freude lesen konnte, die er über meine Anwesenheit empfand, so kamen mir die Thränen in die Augen. Er dankte Gott, daß ich wieder da war, welches mich gar sehr rührte. Des Nachmittags ging ich in die Kirche. Da habe ich Gott gedankt, daß er mich glücklich und gesund wieder hierher zurückgeführt.“ — Selige Tage wurden verlebt in der Blütenfülle des Frühlings, im Kreise der Eltern und Geschwister, im Verkehr mit dem zutraulichen Landvolk. Rührend ist das Gelübde der vereinten Brüder, ihrer zweiten Mutter unter allen Umständen in Liebe und Treue beistehen zu wollen, zum Lohne für die Geduld und fromme Duldung, welche sie in der Pflege des alten, oft launischen Vaters kundthat.

Man leitet den Reichtum der europäischen Geldfürsten, Gebrüder Rothschild, aus der gewissenhaften Befolgung des väterlichen Gebotes her, niemals ihr Gut, ihr Interesse voneinander zu trennen. Die sechs Heimschen Brüder bildeten einen ähnlichen Bund, der jedoch nicht auf Geld und äußere Schätze, sondern auf ihr sittliches Verhalten hinzielte. Und wer sie im Jahre 1796 in Solz, wo nun der jüngste Bruder dem Vater als Seelsorger gefolgt war, versammelt gesehen, konnte erkennen, wie reich der Himmel den Bund gesegnet hatte. Die oberste Stufe in bezug auf Lebensstellung hatte unter ihnen der Bruder Ernst erreicht. Dazu trugen außer seinen Gaben und neben seinem Streben, sich allseitig, geistig, gemüthlich und körperlich, auszubilden, eben so sehr die Gunst der Umstände bei als sein eifriges Bemühen, das zeitig vorgesezte Lebensziel nie aus dem Auge zu verlieren.

Zu den begünstigenden Umständen ist vor allem der Freundschaftsbund zu rechnen, den Heim gegen Ende seiner Universitätszeit mit dem einzigen Sohne des berühmten Leibarztes Friedrichs II., des Geheimrats Muzel, schloß. Anfänglich bestand zwischen beiden eine Art Abneigung, schon weil sie in ihrem Wesen und Gebaren außerordentlich verschieden waren; dennoch wurden sie binnen kurzem die wärmsten Freunde. Außer den gemeinsamen Studien und der gleichen Begeisterung für ihre Wissenschaft war es besonders das sittliche Streben und die christliche Gesinnung, welche zwischen ihnen ein Freundschaftsverhältnis von seltener Treue und Innigkeit gründete. Noch zweiundvierzig Jahre nach dem Tode des im Jahre 1778

gestorbenen Freundes lesen wir in Heims Tagebuche: „Wenige Tage sind seit dem Tode meines theuren Muzel vergangen, ohne daß ich seiner gedacht hätte“, und als ihm selbst einige Jahre vor seinem Tode die Gedächtniskraft zu schwinden begann, schreibt er: „Und wenn ich auch alles vergessen sollte, so werde ich Muzels Freundschaft nicht vergessen.“ Diese Freundschaft trug für beide die köstlichsten Früchte.

Für unsern Heim erwuchs daraus zunächst der außerordentlich wichtige Umstand, daß ihm Gelegenheit verschafft wurde, große wissenschaftliche Reisen zu machen. Muzels Vater gewährte die Bitte seines Sohnes, daß dieser sich auf seiner dreijährigen Reise nach Holland, England, Frankreich und Süddeutschland von seinem Freunde Heim begleiten ließ. Auf's freigebigste sorgte der bemittelte Vater dafür, daß Heim alles, was er in Halle schuldig war, bezahlen sowie die Kosten der Doktorpromotion bestreiten konnte; auch wurden die jungen Reisenden so sorgsam ausgestattet, daß sie von ihrer Wanderung möglichst großen Gewinn ziehen konnten. Alles war zu solchem Behufe planvoll angeordnet.

Die beiden jungen Männer, für ihren Beruf vollends ausgebildet, hatten im April 1772 die Doktorenwürde erlangt und lernten nun die bedeutendsten Männer und die berühmtesten Anstalten kennen. Heilquellen, Universitäten, Hospitäler, Hüttenwerke, die in geognostischer und botanischer Hinsicht interessantesten Gegenden wurden besucht, zunächst im nördlichen und südwestlichen Deutschland. Die Reise ging über Kassel, Frankfurt, Mainz, Köln nach Holland, von da nach England, wo am längsten verweilt ward, hierauf nach Frankreich und zurück über Schwaben in die Heimat, wo die jungen Mediziner im Frühjahr 1775 wieder ankamen, bereichert an Lebenserfahrungen und Kenntnissen.

Heim versichert in seinem Tagebuche, damals durch unermüdeliches Ausfragen der berühmtesten Kunstgenossen sowie durch Eindringen in die gerühmtesten Kurmethoden an Krankenbetten und in Krankenhäusern ungleich mehr gelernt zu haben als aus akademischen Vorlesungen und Büchern, obwohl die Ärzte und Gelehrten jener Zeit durch ihre Geheimnisthuerie solchem Beginnen oft die größten Schwierigkeiten entgegenstellten.

Aus den Reiseberichten beschränken wir uns auf folgende Mitteilung. Er selbst bezeichnet sie als einen Traum, halb Wahrheit, halb Dichtung enthaltend.

„Es war am 17. Oktober 1773, als ich nachmittags ins Feld ging, Moose zu suchen. Ich fand verschiedene seltene Moose, wodurch meine höchst vergnügte Seele vollends in Begeisterung versetzt wurde. O! dachte ich, wenn Gott mir noch weit größere Pflichten, als ich habe, auferlegte und für deren treue Erfüllung keine andre Verheißung gäbe, als die: „in jenem Leben sollst du der unbekanntnen Moose die Fülle erblicken“, so wäre mir das allein genug, um alle meine Kräfte diesen Pflichten zu weihen. Die Sonne ging nun unter, und ich ging gedankenvoll nach Hause. Ehe ich mich zu Bett legte, stellten sich meiner Einbildung noch einmal alle die reizenden Bilder dar, welche die Natur mir heute gewährt hatte; ich dankte meinem Schöpfer dafür, legte mich nieder und schlief ein. Da träumte ich, ich sei gestorben und befände mich in zahlreicher Gesellschaft an einem glückseligen Orte, wo neue Gegenstände aller Art mich in fortwährender Freude und Entzückung erhielten. Mitten in diesem Gefühle der höchsten Seligkeit kam ein Geist auf mich zu und hieß mich mit ihm gehen. Ich folgte ihm. Zu meiner großen Verwunderung brachte er mich auf diese

Welt zurück, wo er mir meine ganze Sammlung von Moosen zeigte, und in demselben Augenblicke stellten sich mir auch alle die reizenden Gegenden dar, in welchen ich sie gesammelt hatte. „Findest du“, so sprach der Geist zu mir, „an allen diesen Moosen noch jetzt so großes Vergnügen wie vormals, als Bewohner dieser Erde?“ Ich staunte und wußte nicht gleich zu antworten. Da fuhr der Geist fort zu reden: „Wisse, daß ich einer von den Geistern bin, die der Allmächtige bestellt hat, die nützlichen und edlen Unternehmungen der Menschen auf Bergen wie in den Thälern der Erde zu befördern. Ich war es, der dich so oft an die Orte führte, wo deine sehnen- den Augen Moose entdeckten; ich war es, der dich auf deinen Wegen schützte. Ohne mich wärst du von einem Felsen gestürzt oder in einem Sumpfe versunken.“ — „Ich danke dir, du treuer Begleiter“, sprach ich, „für deine mir gewährte Hilfe. Aber ich kann es dir nicht verbergen, alle diese Herrlichkeiten machen jetzt, nachdem ich Höheres geschaut, nur noch wenig Eindruck auf mich.“ Ich fühlte mich von Sehnsucht durchdrungen, in jene höhere Welt zurückzukehren. Aber der Geist schien zu zögern und — ich erwachte . . . und fühlte frohe Zuversicht in mir. Ich wurde seitdem auf meinen botanischen Wanderungen nur um so kühner, denn ein wohlthätiger Geist, so dachte ich, geleitet dich ja und schützt dich auf deinen Wegen und Stegen.“

Dieser Traum ist besonders deshalb so bedeutsam, weil er zuerst auf Heims Vorliebe gerade für diesen Zweig der Botanik ein besonders helles Licht wirft und fürs andre weil dieses Schauen, so zu sagen, symbolisch die Eigentümlichkeit seines Wesens sowie seinen sittlichen und religiösen Charakter kennzeichnet. Wir ersehen aus dieser seiner Vorliebe, wie tief eingehend, aufs Kleine und Kleinste gerichtet seine Naturerforschung und demgemäß sein gesamtes medizinisches Studium war und erkennen zugleich klar, worin in der Folgezeit seine ärztliche Meisterschaft ihren Grund hatte, wir erkennen die Urquelle, aus der von den sittlichen Triebkräften seines Wissens abgesehen, das Technische seiner Kunst geflossen ist. Diese Liebhaberei für die Moose ist es auch gewesen, welche ihm nicht bloß auf der Reise den Zutritt zu den ersten Botanikern Europas eröffnet hat, sondern auch ihn befähigte, bei Beobachtungen am Krankenbette ein scharfblickender Arzt zu werden. Durch die Zergliederung der zartesten Moose und die tausendfältige Vergleichung der Pflanzengewächse lernte er nämlich die kleinsten Krankheitserrscheinungen, namentlich die oft so wichtigen, manchmal kaum mit bloßem Auge erkennbaren Hautausschläge wahrnehmen, sie nach ihren Kennzeichen an Strahlen und Kanten der besonderen Blättern, Bläschen und Narben unterscheiden und dies ebenso wie die an einzelnen Krankheiten haftenden Gerüche für die Heilung benutzen. Jener merkwürdige Traum war für ihn zugleich von vorbildlicher Bedeutung, indem Heim, sobald er sich in eine praktische Thätigkeit versetzt sah, alle Begeisterung für sein Lieblingsfach ohne Zaudern seinem ärztlichen Berufe, den Gelehrten dem Menschenfreunde zum Opfer brachte.

Hiermit haben wir nun die wissenschaftlichen Grundlagen wie die Hauptzüge des sittlichen und geistigen Lebens dieses bedeutenden Mannes angedeutet. Diese Züge laufen auf die in dem Turnerspruchs enthaltenen Eigenschaften: „Frisch, fromm, fröhlich, frei!“ hinaus; wir ergänzen das gewonnene Charakterbild, indem wir beifügen: gewissenhaft, treu, aufopfernd und liebevoll.

Zu den wichtigsten Bekanntschaften unsrer Reisenden gehörten in England die der beiden Weltumsegler Banks und Solander, welche den Weltumsegler Cook

auf seinen Entdeckungsreisen begleitet hatten. Dem ersteren empfahl sich Heim auf eine etwas seltsame Art. Heim stützte sich bei der ersten Unterredung mit ihm auf die Lehne eines der kostbaren Stühle in Banks' Besuchzimmer. Im Feuer der Verhandlungen über Moose und Meergräser brach der Stuhl. Ohne eine Spur von Verlegenheit schob der muntere deutsche Doktor die Trümmer beiseite und ergriff einen andern Stuhl, der seine Last besser trug. Banks erklärte später, daß dies Benehmen in ihm eine günstige Meinung von Heims wissenschaftlichem Eifer und rascher Entschlossenheit hervorgerufen habe.

Unter den Franzosen wollte es den Freunden anfangs nicht recht behagen; sie fanden nicht so viel uneigennütziges Entgegenkommen wie in England. Heim wohnte in Paris bei einem Professor der Chirurgie; er bemerkt aber, daß er sich an dem Tische des Gelehrten selten satt gegessen habe und daß der Überfluß an Reden den Mangel habe ersetzen müssen; des Hörens sei er oft überdrüssig geworden. Doch wurde an anatomischem und botanischem Wissen auch in Frankreich viel gewonnen.

Auf der Rückreise begab sich in Straßburg ein abenteuerliches Ereignis. Heim hatte sich von Kindheit an im Klettern auf Bäume, Dächer, Türme und Berge geübt und that es darin jederzeit allen seinen Genossen zuvor. Muzel wußte das und hatte auch auf der Reise Beweise von unglaublicher Kühnheit und Geschicklichkeit seines Freundes wahrgenommen. Als nun in Straßburg eines Abends von der Verwegenheit eines Menschen, der bei der Durchreise der Königin von Frankreich für vier Louisdor auf die äußerste Spitze des Münsters gestiegen war, mit Staunen gesprochen wurde, sagte Muzel: „Das kann Heim auch. Nicht wahr, du thust es?“ Ein schnelles „Ja“ war die Antwort. Des andern Morgens begab man sich nach dem Münster. Dem gegebenen Worte getreu, kletterte nun Heim die obersten kleinen, völlig freien Stufen hinauf und sofort in die durchbrochene Krone des Turmes, dann aus dieser hinaus auf die äußerste Spitze, das große steinerne Kreuz. Nur durch Umklammerung mit den Armen, indem man die Fußspitzen fest in die Kerben setzt, kann dieses erstiegen werden. Auf dem Querbalken des Kreuzes reitend, 160 Meter hoch über dem Straßenpflaster, zieht er das Schnupftuch aus der Tasche und schwenkt es, worauf er heruntersteigt und glücklich wieder bei seinen Genossen anlangt. Aber um keinen Preis der Welt, so gesteht er, würde er dies Stück noch einmal versucht haben. Er hatte es einzig vollbracht, um seinen Freund, „dem zuliebe er gern sein Leben wagte“, nicht als Großsprecher erscheinen zu lassen.

Einen höchst erfreulichen Schluß der Reise bildeten die Wanderungen durch den Schwarzwald. Nach Moosen und Pflanzen suchend, kletterte er durch die wildesten Felsengründe, Sturm und Regen kümmerten ihn wenig.

Bald nach der glücklich erfolgten Heimkehr hatte Heim seinen schwer erkrankten Vater in Behandlung zu nehmen. Die kindliche Sorge übertäubte nicht die Besonnenheit des Arztes, welchem die Heilung des im Kern noch festen Greises gelang.

Das war ein günstiges Vorzeichen für das Amt, in welches er nunmehr, nachdem er noch längere Zeit in Berlin im Hause seines Freundes und unter praktischen Studien am dortigen Krankenhaus zugebracht hatte, im April 1776 eintrat. Ein erkrankter Universitätsfreund, der Physikus in Spandau war, berief ihn dahin, zunächst als seinen Stellvertreter. Nach dessen bald nachher erfolgtem Tode vom Magistrat zu seinem Nachfolger ernannt, brachte er hier sieben Jahre zu.

Seine ganze Thätigkeit gehörte von jetzt an den Kranken, zu denen er bald selbst in weite Entfernung, sogar nach Berlin gerufen wurde. An häufigeres Botanisieren war nun fast nicht mehr zu denken. Doch lebte sein Beispiel in einigen Schülern fort, die er nachmals zu diesem Studium anregte. Unter andern gab er dem berühmtesten Naturforscher unsers Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, dessen Mutter er als Arzt behandelte, den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde. Nachdem er als seinen ihm von Gott zugewiesenen eigentlichen Beruf, die erhabenen Aufgabe erkannt hatte, der leidenden Menschheit zu dienen, brachte er, wiewohl mit dem Schmerz der Entfagung, die liebgewordenen Studien, ja selbst die sich darbietende Gelegenheit, Professor der Botanik und Anatomie an der Universität in Frankfurt a. O. zu werden, zum Opfer.

Bei jeder Gelegenheit, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen, beim frischen Trunke und auf der Schießstätte, wußte er durch seine Überredungsgabe manche der fortwuchernden Vorurteile zu verschneiden. Ja, er hielt es keineswegs unter seiner Würde, sich selbst mit Schäfern, Hirten, Scharfrichtern, Kurtschmieden, alten Weibern und Krankenwärterinnen zu unterhalten, mit ihnen Kranke zu besuchen oder mit dem Scharfrichterknecht auf einem Bauernwagen zu krankem Vieh zu fahren. Offen und freimütig gesteht er, von solchen Leuten manches Nützliche erlernt zu haben; auch mit dem Spandauer Stadtchirurgen, einem verständigen und erfahrenen Manne, lebte er im besten Einvernehmen.

Mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet, dabei voller Arbeitskraft, fiel es Heim nicht schwer, im Laufe weniger Jahre sich das Vertrauen der Bewohner der Stadt und Umgegend im reichen Maße zu erwerben, so daß die Zumutungen und körperlichen Anstrengungen für ihn bald zu groß wurden. In manchem Monat mußte er außerhalb Spandaus hundert Meilen zu Pferde und zu Wagen zurücklegen. Sein störriges Pferd warf ihn fast in jedem Monat einmal ab und brachte ihn in allerlei Gefahr, diente ihm jedoch mit seltener Ausdauer.

Sein Ruf drang bald über den Umkreis seines Wohnortes, und aus der Hauptstadt wandten sich die Blicke auf den vielgesuchten Arzt. Schon nach zwei Jahren erhielt er einen Ruf dorthin, doch blieb er noch vier Jahre auf seinem Posten in Spandau. Während dieser Zeit sollte ihm der herbste Schmerz und das größte Glück seines Lebens widerfahren. Im Jahre 1778 starb sein teuerster Freund Muzel, und das Jahr darauf führte ihm die lebenswürdige und treue Gefährtin seines Lebens zu. Am 27. März 1780 feierte er seine Hochzeit mit Charlotte Mäker, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Spandau.

In der Neujahrnacht des Jahres 1783 ward nach ernster Erwägung der Entschluß gefaßt, das geliebte Spandau zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. Er schied von dem bisherigen Wohnsitz „mit Dankfagung gegen Gott und Menschen und mit der Bitte um den Segen Gottes für seine fernere Laufbahn.“

Und dieser Segen hat während fünfzig Jahren auf seinem Wirken in Berlin geruht. Derselbe Mann, der nun nach und nach mit den ersten Männern des Staates, mit Ministern, Feldmarschällen und Fürsten, ja mit Mitgliedern des königlichen Hauses nicht nur als Arzt, sondern auch als Hausfreund verkehren durfte, ist auch, wie selten einer im vollsten Sinne der Mann des Volkes geworden; endlich hat er einen Familienkreis um sich herwachsen sehen, wie er kaum beglückter sein konnte.

Eine Reise des königlichen Leibarztes Hufeland im Mai 1810 gab Veranlassung, daß die allverehrte Königin Luise Heim einstweilen zu ihrem Arzte wählte. Auf einer Reise in ihre Heimat Mecklenburg schwer erkrankt, ließ sie ihn von Berlin herbeirufen; aber keine Kunst vermochte das teure Leben zu retten. Nach dem Tode seiner heißgeliebten Gemahlin zeigte der König dem teilnehmenden Arzte das Blatt Papier mit den letzten Worten, welche die edle Fürstin kurze Zeit vor ihrem Scheiden geschrieben hatte, indem sie dadurch verbergen zu wollen schien, daß sie ihr Ende herannahen fühle. „Mein teurer Vater,“ so lauteten die Zeilen, „ich bin sehr glücklich heute als Ihre Tochter und als die Gattin des besten Gemahls.“



Am Totenbette der Königin Luise.

Heim bat den König, ihm zu erlauben, sie abschreiben zu dürfen. „Da Sie soviel Anteil daran nehmen, so will ich sie Ihnen selbst abschreiben.“ Dies that der Monarch auch alsbald und handigte Heim die Abschrift ein, die ihm, wie der Gelehrte versicherte, viel mehr wert war als die ihm von Friedrich Wilhelm III. übersandte Rolle Goldstücke.

Bei der glänzenden Illumination zu Ehren des Einzugs des Königs in Berlin nach dem Frieden von 1814 konnte Heim es sich nicht versagen, an dem allgemeinen Jubel teilzunehmen. Zu Pferde meinte er sich am besten umschauen zu können; bald aber kam er in einer Gegend, wo die Durchfahrt den Wagen untersagt war, sehr ins Gedränge, denn es hieß, hier dürfe niemand reiten, der Herr möge daher absteigen, sein Pferd nach Hause führen und dann, wie alle andern, zu Fuß einhergehen.

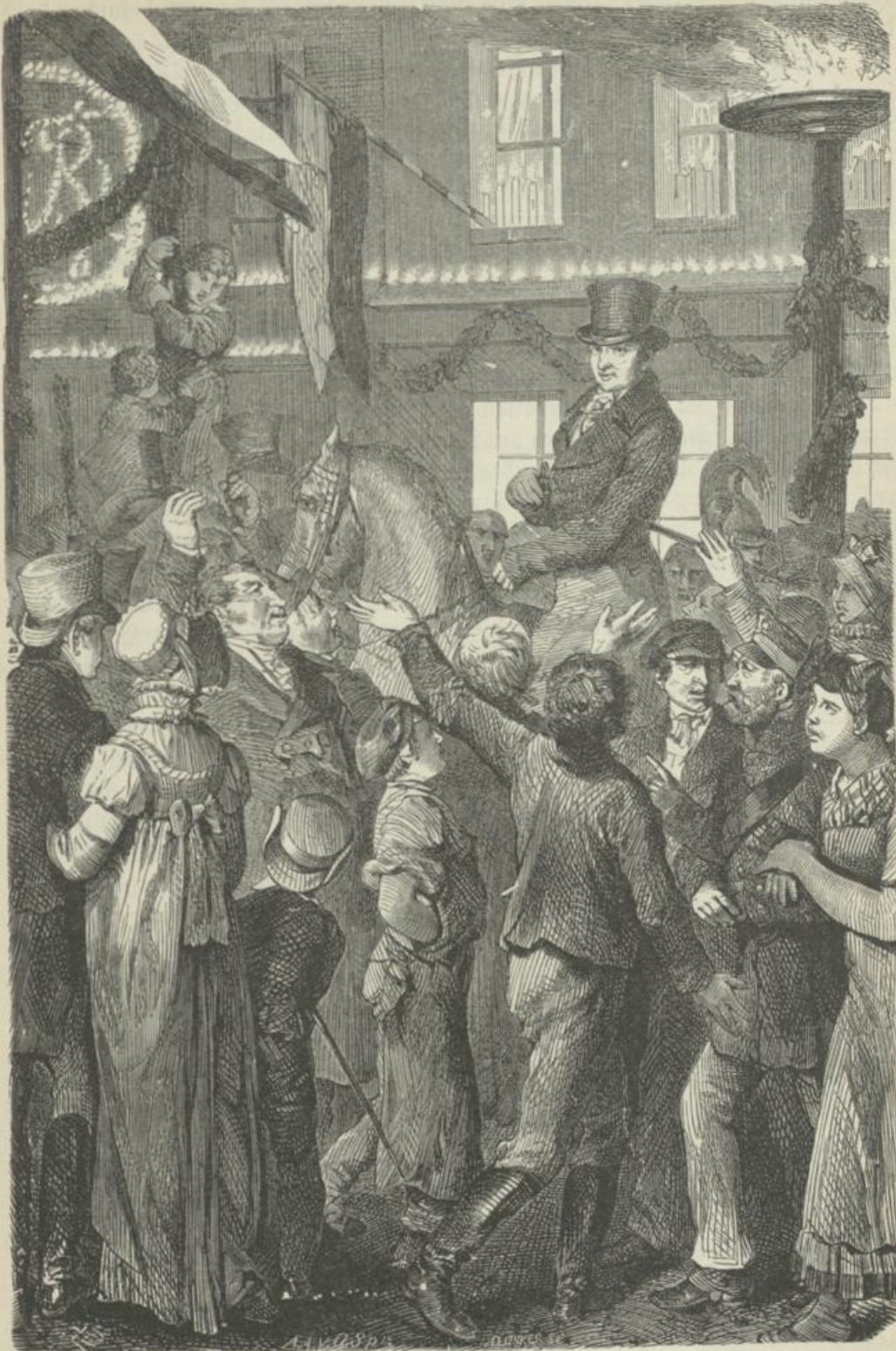
Gleich aber erkannten einige den Mann des Volkes und gerade die ärgsten Schreier riefen: „Haltet an, es ist der Doktor Heim, der kann reiten, wo er will.“

„Es lebe unser Doktor Heim, hoch!“ so hallte es aus allen Mäulen und die Hochrufe geleiteten ihn sicher durch die dichtesten Massen. Diese Beliebtheit schreibt sich von seinem allbekanntem uneigenmütigen Wirken her; ebenso leutselig und gütig gegen Niedere und Arme, zeigte er sich freimütig gegen hohe und vornehme Personen.

Jede Erholung mußte sich Heim aufs sparsamste zumessen. Im August 1803 hatte er sich nach sechzehn Jahren wieder zum erstenmal ins Theater locken lassen, bemerkte aber dabei in seinem Tagebuche, er werde, so sehr es ihm auch Vergnügen mache, nicht sobald wieder dahin gehen, da er zu sehr dadurch zerstreut werde und dies vielleicht seinen Kranken doch Nachtheil brächte. Mehr als einmal hat er bei Nacht keine Ruhe finden können, wenn ihm einfiel, diesem oder jenem Kranken lasse sich wohl durch ein Mittel, das ihm in diesen Augenblick beigefallen war, helfen. In solchen Fällen traf er noch mitten in der Nacht seine Anordnungen.

Einmal war er drei Nächte nacheinander aus dem Bette zu Kranken geholt worden und nun beim Eintritt der vierten so müde und erschöpft, daß er erklärte, es sei ihm nicht möglich, in dieser Nacht wieder aufzustehen; jede Aufforderung dazu müsse abgewiesen werden. Aber um Mitternacht kommt ein jammernder Vater, dessen Kind im Sterben lag, und bittet um Hilfe. Er wird abgewiesen. Nach einer Stunde jedoch kommt er wieder und bittet noch dringender. Heim kämpft einige Zeit mit sich selbst, endlich gibt er doch den Bitten seiner besorgten Gattin nach und bleibt liegen. Nun kann er aber nicht wieder einschlafen, und es entsteht ein innerer Kampf in ihm, einestheils der Pflicht der Selbsterhaltung für Frau und Kinder, andernteils der Pflicht der Berufs gegen den Hilfsbedürftigen, er erachtet in diesem Falle die Pflicht der Selbsterhaltung als nächste und überwiegende Notwendigkeit, und sein Gewissen wird dadurch beschwichtigt. Aber er kann dessenungeachtet nicht ruhig werden und auf einmal erwacht in ihm der Gedanke: „Gott hat dir in deinem Leben so viel Liebe erzeigt, solltest du nicht auch einmal ihm etwas zuliebe thun?“ Und dieser Gedanke siegte und führte ihn zum Krankenbette.

Eine Prinzessin hatte ihn rufen lassen, weil sie beabsichtigte, ihn zu ihrem Leibbarzte zu wählen. Als er nach längerem Warten vorgelassen und von der hohen Dame mit „Er“ angeredet wurde, gab er auf den ehrenvollen Antrag die Antwort, er wisse zwar ihr Vertrauen sehr zu schätzen, stelle aber bei Annahme des Rufes drei Bedingungen: Die Prinzessin möge ihn nicht mit „Er“ anreden, wie sie gethan habe, dies zu erwarten, erfordere seine Stellung; auch möge sie ihn nie mehr so lange im Vorzimmer warten lassen, weil so viele Leute seiner bedürften, und endlich möge sie ihn auch königlich belohnen. Wie wenig ihm seine Offenheit, die ihm angeboren, verargt worden war, sollte sich bald zeigen. Spät in der Nacht reitet Heim durch ein entlegenes Stadtviertel. Da fällt eine Frau seinem Pferde in die Bügel und bittet ihn um Gotteswillen, ihren kranken Mann noch zu besuchen. Er folgt dem Weibe und betritt mit ihr einen elenden ungesunden Raum, wo der an der Wassersucht erkrankte Mann daniederlag. Das erste ist, daß er aus seinen Mitteln für bessere Wohnung und Kost sorgt, und als der Kranke in kurzer Frist wieder hergestellt war, begibt er sich zu der eben erwähnten Prinzessin. „Brauchen Ew. Hoheit keinen Glaser?“, so redet er sie an. „Sagen Sie nein, so werfe ich im Schlosse alle Fenster ein, damit Sie einen brauchen; ich habe einen wassersüchtigen Glaser kuriert, es ist ihm aber gründlich nur zu helfen, wenn er wieder Arbeit und Verdienst bekommt.“



Der „alte Heim“ im Festgedränge.

Heim ward willfahrt, der Mann genas, und zum Hofglaser ernannt, bekam er bald die Hände voll zu thun.

„Seit vierzig Jahren“, sagt Heims Tagebuch vom Jahre 1822, „haben arme Kranke freien Zutritt bei mir gehabt und womöglich Rat und Hilfe bei mir erhalten. Ihre Zahl belief sich monatlich auf fünf-, bis neunhundert, so daß ich, wenn gleich mehrere junge Ärzte mich unterstützten, des Morgens um acht Uhr, wo ich auszufahren pflegte, schon wie gekocht und ganz ermattet war.“ Aus andern Überlieferungen erfahren wir, daß diese den Armen gewidmeten Hilfeleistungen in der Regel mit dem frühesten Morgen, und zwar bereits zur Frühstückzeit, und schon während des Ankleidens und Rasierens begannen. Gar oft hatten der mehr als einmal unterbrochenen Nachtruhe nur vier bis fünf Stunden vergönnt werden können, häufig überschritten die eigentlichen Krankenbesuche des Tages im Durchschnitt die Zahl von sechzig, mitunter wurden sogar achtzig und noch mehr Gänge nötig. Das war nur möglich bei der gewissenhaftesten Ausnutzung der Zeit und Kraft und durch streng geregelte Lebensweise; auch mit Worten mußte er geizen und er konnte deshalb nicht anders als kurz angebunden in der Rede sein, ohne Rücksicht darauf, ob er Hohe oder Niedere vor sich hatte. Trotz seiner körperlichen Anstrengungen pflegte er doch nur einmal des Tages zu essen, doch befand sich in den Bagentaschen stets ein kleiner Vorrat von Brot, den er in der Rocktasche mit an die Tafel brachte, an welcher mittags zu speisen er geladen war. Ebenso hielt er es mit dem Weine, den er mit großer Behutsamkeit wählte und ebenso mäßig genoß. In den Häusern, in denen er öfter zu Tische war, lagen deshalb immer einige Flaschen seines eignen Weines im Keller und eine derselben stand vor seinem Gedeck.

Es ist kaum zu begreifen, wie dieser Mann eine solche fast übermenschliche Thätigkeit zu bewältigen vermochte, zumal da er nicht nur in seiner Kindheit, sondern auch im Mannesalter wiederholt schwere Krankheiten durchzumachen hatte und selten sich völlig gesund fühlte. Er war auf seinen anstrengenden starken Ritten mehr als einmal in große Lebensgefahr geraten, öfter vom Pferde gestürzt und hatte sich auf seinen Gängen manche innerliche und äußere Verletzung zugezogen. Wahrlich, er hat es sich sauer werden lassen auf seinem Lebenspfade während siebenundachtzig Jahren, und hat auf seinem Posten ausgeharrt mit demselben Mute und derselben Ausdauer, wie der ergraute Soldat im Felde. Aber er wartete getreulich seines Berufes selbst dann noch, als seine Vermögensverhältnisse und sein Alter ihn längst nahe gelegt hatten, sich Ruhe zu vergönnen. Und selbst Unglück und Undank konnten seine aufopfernde Thätigkeit und seinen Lebensmut nicht schwächen.

Als ihm Jahre 1805 infolge des Krieges der Wohlstand in der ganzen Monarchie ein sehr schwankender wurde, verlor er bei einem einzigen Schuldner 70 000 Thaler. Wie nahm er dies auf? „Was würde Gott zu mir sagen“, so lauteten seine Worte bei diesem Unglücksfall, „wenn ich mich hierüber einen Augenblick grämen wollte? Würde er nicht sagen: Ei du elender Wicht, habe ich dir nicht so viel gegeben, und nun verdrießt es dich, daß ich dir etwas davon wieder nehme? Habe ich dir nicht Tausende genug gelassen?“

Und gerade in diesen Jahren der Not und des Mangels, während der Besetzung des Landes durch die Franzosen, wurde seine Hilfe am meisten in Anspruch genommen und mußte gar häufig unentgeltlich gespendet werden.

Freilich, wenn der von Haus aus unbemittelte Mann im achtundfünfzigsten Jahre 70 000 Thaler verlieren und so leicht verschmerzen konnte, da läßt sich ermessen, wie bedeutend seine Einnahmen gewesen sein mußten. Schon nach wenigen Jahren seines Wirkens in Berlin betrug sein Jahreseinkommen über 8000 Thaler, und später noch viel mehr. Er hat für seine rastlose Arbeit und aufopfernde Menschenliebe auch Anerkennung, Dank, Lohn und Segen geerntet, wie selten einer seiner Berufsgenossen, ward mit Titeln, Orden und Ehrenbezeugungen förmlich überschüttet. In besonders herzerhebender Weise verlief die Feier seines Doktorjubiläums, am 15. April 1822. Alle Stände, namentlich auch seine Kollegen, Hufeland an der Spitze, wetteiferten, ihm ihre Liebe und Verehrung zu bezeigen. Am Abend vor dem eigentlichen Festtage wurde ihm von hundert Verehrern ein silberner Ehrenpokal nebst einem Fuder edelsten Rheinweins überbracht, und am Tage selbst vom Magistrat ein Ehrenbürgerbrief in silberner Kapsel und ein vom Könige an ihn gerichteter eigenhändiger herzlicher Brief übergeben.

Empfänglich für die geringsten Beweise von Dankbarkeit, wenn sie redlichem Herzen entfloßen, erzählt er mit Befriedigung, wie eines Tages eine arme Obstfrau im benachbarten Dorfe ihn gebeten habe, ihren kranken Sohn zu besuchen, und als er dies gethan, habe sie ihm für seine Mühe zwei neue Besen verheißen, wofür er ihr aufrichtig gedankt habe. — Ein andermal ging es ihm tief zu Herzen, als ihm bei einer Revue ein Soldat, dessen Kind er vom Tode gerettet hatte, freudestrahlend mit den Augen zuwinkte, da der Mann, weil in Reih und Glied stehend, dem Retter seines Kindes die Dankbarkeit seines Herzens nur durch den Blick des Auges auszudrücken im Stande war.

Weitaus den reichsten Segen hat er aber im engsten Kreise seines Hauses erfahren. Der Vater Heims erlebte noch das Glück und die Ehren seines trefflichen Sohnes, ebenso die Brüder und die Schwester; in dem Kirchlein von Solz bildet das von Meisterhand gemalte Brustbild des gestrengen Pfarrherrn eine der Hauptzierden, und die Stätte des Friedhofes, auf welcher am 5. September 1775 die sechs Söhne über dem Grabe der Mutter feierlich gelobten, einander Treue und Liebe bis zum Tode zu bewahren und am Glauben an den Allmächtigen festzuhalten, führt, von diesem Vorgang her, heute noch den Namen das „Meiningers Rütli“. — Wiederholt konnte der berühmte Sohn noch die liebe Heimat besuchen.

Seine eignen Familienverhältnisse selbst zählten in Berlin zu den glücklichsten in der Stadt; fünf Töchter wurden rasch nacheinander an wackere Männer verheiratet; der einzige Sohn trat, trefflich ausgestattet und angeleitet vom Vater, als Arzt in dessen Fußtapfen. Im heiteren Kreise der Angehörigen beging er in gutem Wohlsein im Jahre 1830 das Fest seiner Goldenen Hochzeit. Als er auf sein durch Freundeshand für ihn gemaltes Bild eine passende Inschrift setzen sollte, gab es daher keine treffendere als die von ihm selbst aus dem Buche Hiob gewählten Worte: „Der Allmächtige war mit mir und meine Kinder um mich her.“

So konnte denn dieser unvergeßliche Menschenfreund als ehrwürdiger Greis im Sommer 1834 mit größter Seelenruhe den Tod sich nahen sehen. Sanft, ohne Zeichen des Schmerzes, hauchte er am 15. September in den Armen seiner Lieben, die um ihn versammelt waren, die fromme Seele aus, bis an die Pforten des Todes ein beglückter Sterblicher, der darin seine Lebensaufgabe fand, andre zu beglücken.

Die Gattin, drei Töchter, achtzehn Enkel und drei Urenkel überlebten das ehrwürdige Haupt der Familie.

Heims Bedeutung und die Hauptstärke seiner Leistungen als praktischer Arzt beruhte auf der ihm angeborenen Gabe des richtigen Erkennens und der Unterscheidung der Krankheitszustände (Diagnose) in Rücksicht auf die im einzelnen Falle einzuschlagende Behandlungsweise. Er hat in den verschiedenen Richtungen der Heilkunst Großes geleistet und seine Berufung auch bei zahlreichen speziellen Fällen dargethan. Zur Zeit seines ärztlichen Wirkens konnte man nur selten zu Spezialärzten seine Zuflucht nehmen, wie es heute der Fall ist. Es gab deren noch zu wenig. Der Arzt zu Anfang dieses Jahrhunderts mußte sich eben mit allen Zweigen seiner Wissenschaft vertraut gemacht und speziellere Kenntnisse und Fertigkeiten auch für außergewöhnliche Vorgänge erlangt haben.

Bekanntlich erkennen unsre Diagnostiker den Sitz der Leiden und die Art und Weise der Untersuchung derselben am Gang des Pulses; sie befühlen, behorchen und klopfen die kranken Körperteile, (was man Perkussion, Palpation, Auskultation nennt). Von künstlicher Beleuchtung verborgener Teile und innerer Organe als Augen, Ohren, Kehlkopf etc. und andern heut zu Tage üblichen Untersuchungsmethoden, ebenso von jenen erstaunlichen Operationen, wie unsre zeitgenössischen Chirurgen sie ausüben, wußte man zu Heims Zeiten noch nichts. Auch dem ärztlichen Nothhelfer genügte in der Regel die Untersuchung der Zunge, des Pulses und der Auswurfstoffe sowie die Beobachtung gewisser Symptome. — Es gab nicht sehr viele solcher Ärzte wie Heim, dessen Auge tief ins verborgene Innere seiner Patienten eindrang.

Am 18. September fand das Leichenbegängnis des allverehrten Mannes statt; ganz Berlin nahm daran teil, unter aufrichtigen Beileidsbezeugungen seitens der höchsten wie der niedrigsten Stände. Vom Palast bis zur Hütte ward es tief empfunden, welchein reiches Leben geendet hatte, daß einer der Besten geschieden war, der einen in Liebe thätigen Glauben bewahrt hatte bis an sein fröhliches Ende.

